

# Die europäische Wirtschaftsgeschichte, ein Modell für die Modernisierung der Entwicklungsländer?

Professor Dr. Knut Borchardt

## I.

Wer immer behauptet, daß die europäische Wirtschaftsgeschichte der letzten 200 Jahre die Entwicklungsländer etwas lehren könne, hat mehreres zu beweisen. Das erste wäre der Nachweis, daß Europa und die Entwicklungsländer schon in der Ausgangslage, die wir *cum grano salis* „vorindustrielle Phase“ nennen wollen, vergleichbar waren oder sind. *Das ist die erste These!* Und sagen wir es gleich: es fällt nicht schwer, ganze Massen von Tatsachen zu ihrer Widerlegung ins Feld zu führen.

Und doch, lesen Sie bitte den folgenden Text und versuchen Sie, sich ein Bild von dem Land zu machen, dessen Wirtschaft hier von einem Sachkenner beschrieben wird:

„Es ist eine Wirtschaft mit einfachen Produktionstechniken in kleinen Betriebsstätten; kleine Kaufleute und Wucherer werden ebenso gehaßt wie sie notwendig sind. Der Fortschritt in der Landwirtschaft wird durch eine veraltete Agrarverfassung ernstlich behindert. Die chronische Unterbeschäftigung der Arbeitskräfte ist eines der Hauptprobleme, und trotz moralischer Einwirkung wird in den Massen kaum gespart... Die Wirtschaft hängt in erheblichem Umfang vom Ausland ab, von wo bessere gewerbliche und landwirtschaftliche Techniken und auch etwas Kapital eingeführt werden. Ausländischen Arbeitskräften und Unternehmern wird aber mit Feindschaft begegnet. Ehrgeizige junge Männer ziehen oft Karrieren in den freien Intelligenzberufen und in der Verwaltung der privaten Wirtschaft vor, und einmal erworbenes Unternehmervermögen wird allzu gern in Landbesitz angelegt. Die monetäre Stabilität ist periodisch bedroht, und manchmal ist die Währung schon durch törichte Regierungsmaßnahmen gänzlich ruiniert worden... Fortschrittliche Menschen setzen ihre Hoffnung zunehmend auf die Industrialisierung und Maßnahmen wirtschaftlichen Nationalismus, um die Probleme der wachsenden Bevölkerung aufzufangen; aber die Industrialisierung geht zu langsam voran und die Segnungen des wirtschaftlichen Nationalismus (der

Abschließung vom Weltmarkt und der Wirtschaftslenkung) erweisen sich als umstritten.“

Was Sie eben lasen, war nicht die Schilderung des heutigen Indien oder eines südamerikanischen Staates, sondern die Beschreibung Englands im 17. Jahrhundert, verfaßt von einem hervorragenden Kenner seiner Wirtschaftsgeschichte.

England erscheint hier mit allen Kennzeichen eines unterentwickelten Landes. Unbestritten ist freilich, daß England schon im 17. und 18. Jahrhundert hinsichtlich der geistigen und materiellen Kultur über andere Staaten und selbst über den heutigen Zustand vieler Entwicklungsländer in Asien und Afrika hinausgeragt hat. Aber in dem hier entscheidenden Aspekt herrscht doch Übereinstimmung. Auch im europäischen Nordwesten war bis zum 18. Jahrhundert die Grundfrage noch nicht gelöst, an der bislang alle anderen Kulturen des Orients und Okzidents gescheitert sind: wirtschaftliches Wachstum einmal über den Rahmen hin fortzusetzen, der einer Agrarwirtschaft gesetzt war. Das Lebensniveau hing im 18. Jahrhundert auch in Europa noch immer ganz überwiegend von der Menge und Qualität des verfügbaren Bodens ab, da die Menschen für fast alle ihre Lebensbedürfnisse nahezu ausschließlich auf organische Substanzen, auf Pflanzen und Tiere, angewiesen waren. Einer deutlich sichtbaren Steigerung der Produktivität und damit der Lebenshaltung standen die prinzipiell nur wenig beherrschbaren biologischen Prozesse des Pflanzen- und Tierwuchses und die recht verschwenderischen Formen entgegen, in denen die Natur Energien umwandelt. Vom frühen Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert läßt sich jedenfalls nur eine relativ geringe Vermehrung der durchschnittlichen Hektarerträge der Äcker nachweisen.

In dem so gekennzeichneten technisch-wirtschaftlichen Milieu war Wohlstandssteigerung ein sehr komplizierter und langwieriger Prozeß und sein Erfolg war immer wieder fraglich, zumal ein sich aus welchen Gründen auch immer ausdehnender Lebensraum nicht nur ein Mehrprodukt für

die Lebenden bereithielt, sondern allzumeist auch dazu anregte, die Bevölkerungszahl zu erhöhen – womit schließlich für die Masse nichts gebessert war: Armut hielt an. Das ist die Welt, die noch vor 150 Jahren der Engländer *Malthus* für schicksalhaft gehalten hat, in der Hunger, Seuchen und Kriege die überflüssigen Esser vom spärlich gedeckten Tisch der Natur entfernen mußten.

Das war kein theoretisches Hirngespinnst, sondern auch in der Geschichte Europas bittere Wirklichkeit. Wir wissen von riesigen Bevölkerungskatastrophen. Noch um das Jahr 1700 herum sind in einigen Gebieten Frankreichs schätzungsweise bis zu einem Drittel der Bevölkerung in Hungerjahren an Seuchen umgekommen. Von anderen Regionen wissen wir Gleiches, beispielsweise aus Danzig, wo in den Jahren 1709/10 zwischen einem Drittel und der Hälfte der Bevölkerung an Seuchen im Gefolge des Hungers gestorben sind. Von einem strahlenden, heiteren Leben im Barock- und Rokokozeitalter, wie ein allzu oberflächlicher Genuß von Werken der bildenden Kunst und Musik uns suggeriert, kann keine Rede sein: das *memento mori* war unüberhörbar.

Es ist ein allgemein verbreitetes, aber völlig ungerechtfertigtes Vorurteil, anzunehmen, erst die Industrialisierung habe die Menschen, die bis dahin gesichert gelebt hätten, der Unsicherheit ausgesetzt. Gewiß sind für Unternehmer und Fabrikarbeiter neue Unsicherheiten aufgetreten, aber die jahrtausendalte Lebensbedrohung durch die Launen der Natur war doch beträchtlich größer. So ist beispielsweise nach Mißernten, die in ganz Europa spürbar waren, der Roggenpreis, also der Preis für das wichtigste Nahrungsmittel, in Leipzig noch in den Jahren 1769 bis 1771, also innerhalb von zwei Jahren, auf das Fünffache gestiegen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich das resultierende Elend vorzustellen...

In wichtigen Aspekten sind also die vorindustriellen Verhältnisse Europas den Zuständen heutiger Entwicklungsländer vergleichbar, mindestens in jenen Ländern, die – wie der Vordere und Ferne Orient – schon einmal höhere Kulturformen er-

reicht haben. Diese Ähnlichkeit ist letztlich auf Übereinstimmungen der technisch-ökonomischen Basis dieser Gesellschaften zurückzuführen.

Mit diesem Ergebnis scheint mir die erste Voraussetzung erfüllt, die wir benötigen, wenn wir die europäische Entwicklung als Analog-Modell für Entwicklungsländer ansehen wollen: Wir können sagen, daß der Patient, den wir heute mit dem Ausdruck „Entwicklungsländer“ bezeichnen, *cum grano salis* an der gleichen Krankheit leidet, die in Europa noch vor 200 Jahren geherrscht hat – oder, wenn es nicht exakt die gleiche Krankheit gewesen sein sollte, wird es sich doch um die gleiche Klasse von Krankheiten gehandelt haben.

## II.

Mögen Sie dieses erste Ergebnis noch bezweifeln wollen – und ich bestreite nicht, daß es sehr viel differenzierterer Darstellung bedürfte, um wirklich überzeugend zu sein, so führt uns doch der zweite Schritt auf sicheren Boden. Wir wissen, daß Patienten geheilt worden sind und kennen das Bild einer „gesunden“ Entwicklung, das heißt das System wachsender Wirtschaften. Was „gesund“ ist, zeigt uns nicht zuletzt die europäische Geschichte als Modell. In Europa wurde die Barriere der Produktivitätsentwicklung durchstoßen, haben die Menschen begonnen, in großem Umfang den riesigen Vorrat anderer als pflanzlicher und tierischer Energiequellen auszunützen und Produktionsprozesse von erheblich größerem technischem Wirkungsgrad als zuvor anzuwenden. Hierfür sind viele Faktoren maßgebend gewesen. Der letzte Schlüssel wird aber in der organisierten Erfindungs- und Neuerungstätigkeit gesehen, die nach 1760 eine derartige Beschleunigung erfahren hat, daß wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel in allen Bereichen erstmals deutlich erkennbar wurden und nachhaltiges wirtschaftliches Wachstum eingesetzt hat. Bis heute ist keine neue Barriere der Produktivitätsentwicklung aufgetaucht, da die organisierte Schöpferfähigkeit des Menschen bislang noch – anders als früher der Boden – unbeschränkt ausdehnbar erscheint.

Es ist sicher, daß die Entwicklungsländer, wollen sie den Zustand der Stagnation überwinden, dieses Modell kopieren müssen. Damit ist aber zugleich in erheblichem Maße der Weg im Detail festgelegt, den sie gehen werden, wenn einmal Wachstum eingesetzt hat. Wie in Europa werden dann statt bisher über 80% der Menschen relativ immer weniger in der Landwirtschaft tätig sein. Trotzdem wird die landwirtschaftliche Produktion noch steigen. Die Menschen in den Entwicklungsländern werden, wie seinerzeit die Europäer, in wachsenden Märkten immer spezialisierter arbeiten, wofür ein entwickeltes Verkehrswesen, der Handelsapparat und die Staatsverwaltung bedeutende Voraussetzungen schaffen werden. Der Anteil der disziplinierten und geschulten Lohnarbeiterschaft wird wachsen. Wie in Europa werden die Produktionsprozesse eine Menge Kapital brauchen und zur Befriedigung des Kapitalbedarfs wird sich ein kompliziertes Finanzierungssystem entwickeln. Wie in Europa werden die Investitions- und Sparquote steigen. Die Bevölkerung wird zunehmend in Städten wohnen usw. usf.

Die Sicherheit der Prognosen wird selbstverständlich aus der Beobachtung gleichartiger Tendenzen in allen Ländern, die sich bislang entwickelt haben, gewonnen — gleichgültig ob auf dem kapitalistischen oder sozialistischen Weg. Der Grund dafür ist einleuchtend: Mit dem modernen Wachstum zieht erstmals in der Geschichte eine Art „Welttechnik“ überall ein, eine Technik, die von regional unterschiedlichen natürlichen Bedingungen relativ unabhängig ist. Daher gleichen sich die Lebensbedingungen der Menschen, wo sie auch wohnen mögen, immer mehr an. Deshalb geben die höher entwickelten Länder ganz zweifellos das Modell für die bislang weniger entwickelten ab, wird die Geschichte zutreffend als Lehrmeisterin benutzt.

### III.

Aber es wird hohe Zeit, Wasser in den Wein zu gießen und zuzugeben, daß ein solches Modell zwar nützlich ist, jedoch entscheidende Fragen des „ökonomischen Arztes“, des Entwicklungshelfers

noch nicht beantwortet. Er fragt zwar auch danach, wie Wachstum, wenn es einmal in Gang gekommen ist, abläuft. Aber dieses Problem ist oft noch wenig aktuell. Viele Entwicklungsländer müssen, bevor in ihnen der Pfad des Wachstums ein Gegenstand der Sorge ist, zunächst auf diesen Weg gebracht werden. Sie müssen noch die erste Medizin erhalten, etwas viel Grundsätzlicheres lernen. Und leider geht der Unterricht nicht schrittweise vom Leichten zum Schweren, sondern das Schwerste steht am Beginn. Da einerseits Armut — aus vielen Gründen — dahin tendiert, chronisch zu sein und andererseits einmal begonnenes Wachstum unter den heutigen Bedingungen ebenfalls dahin zu tendieren scheint, chronisch zu werden, ist es offenbar das Schwerste, von einem chronischen Zustand (der Stagnation) in den anderen chronischen Zustand (des Wachstums), in dem dann alles zuvor Aufgeführte stattfinden wird, zu gelangen.

So müssen wir nun im dritten Schritt fragen, ob uns bei der Lösung dieser Aufgabe die europäische Wirtschaftsgeschichte ebenfalls Anhaltspunkte vermitteln kann, ob sie Lehren enthält, die für die Entwicklungsländer anwendbar sind.

### IV.

Stellen wir gleich zu Beginn dieses 3. Schritts deutlich fest, daß die Entwicklungsländer am wenigsten aus der Entwicklung jenes Landes lernen können, in dem von 1760 bis 1830 die industrielle Revolution stattgefunden hat, von England. England hat nämlich eine absolut einmalige, nicht wiederholbare Sonderstellung, war es doch als einziges Land der Welt, in dem — nach einer recht langen Vorgeschichte und schließlich wohl als Ergebnis historischer Zufälle — eine autochthone industrielle Revolution stattgefunden hat. Damit war die Welt ein für alle Mal verändert.

Ein zweifacher Demonstrationseffekt ist von England ausgegangen, der es verhindert hat und bis heute verhindert, daß je ein anderes Land den englischen Weg kopieren könnte oder hätte kopieren müssen. England bewies erstens, daß wirtschaftliches Wachstum möglich ist, und es vermit-

telte zweitens zugleich Kenntnis von gewissen Verfahren wirtschaftlichen Wachstums, die die anderen Länder nicht mehr selbständig zu entwickeln brauchten. Auf ein Schlagwort gebracht: es ist nicht mehr notwendig, die Dampfmaschine zu erfinden, nachdem es sie einmal gibt. Somit ist es nicht notwendig, in irgend einem Land genau jene Bedingungen zu kopieren, unter denen Dampfmaschinen erfunden werden. Vielmehr ist es nur notwendig, Umstände zu schaffen, unter denen die Kenntnisse des Führungslandes von den weniger entwickelten übernommen werden können. Genau dies ist heute das Problem der Entwicklungsländer. Im 19. Jahrhundert war es das Problem der hinter England zunächst zurückbleibenden Gebiete Europas, unter denen sich auch die deutschen Staaten befunden haben.

Dem „gebildeten Publikum“ ist viel zu wenig bekannt, daß Deutschland im frühen 19. Jahrhundert in einem erheblichen Umfang „Entwicklungshilfe“ erhalten hat, wobei Kapitalimport nicht einmal eine dominierende Rolle gespielt hat. Vielmehr stand der Intelligenzimport, der auch heute für die Entwicklungsländer so wichtig ist, an erster Stelle. Man importierte Maschinen und Apparate und hat sich an ihnen geschult und sie schließlich nachgebaut. Eine bedeutende Zahl von englischen Technikern und Kaufleuten hat im 19. Jahrhundert in unserem Land Industriebetriebe errichtet und gefördert. Die erste Periode des deutschen Eisenbahnbaus ist ohne eine Würdigung der englischen Beteiligung überhaupt nicht zu verstehen. Drei Generationen lang war es geradezu selbstverständlich, daß fortschrittliche Unternehmer und auch hohe deutsche Verwaltungsbeamte nach England gingen, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten und nach Möglichkeit hinter die Geheimnisse der englischen Überlegenheit zu kommen.

Die deutschen „Entwicklungsspione“ haben aber nicht nur Apparaturen und Maschinen sowie merkantile Institutionen, etwa die Aktiengesellschaft kopiert, sondern auch die englische Gesellschaftsordnung und Sozialphilosophie bewundern gelernt und sich dann an der Übertragung auf den Konti-

nent versucht. Der englische Individualismus und Liberalismus ist zur Gesellschaftslehre der progressiven Eliten in Deutschland und anderen Ländern des Kontinents geworden. Bereits im „Sturm und Drang“ hatte sich ja die deutsche Intelligenz von dem französischen Vorbild der Hofkultur, damit der Lebensform einer absterbenden Gesellschaft, fort- und dem englischen Menschenbild zugewendet. Die Rezeption der englischen Dichtung, die Verbreitung des englischen Naturparks im Gegensatz zum gestutzten Linealgarten der Franzosen, die Hinwendung zur englischen Mode, der Geniekult — das waren Phänomene intellektueller Übertragungen von größter Bedeutung auch für die wirtschaftliche Entwicklung, haben sie doch den Weg für die umwälzenden gesellschaftlichen Veränderungen und auch für Reformen geebnet, die etwa in Preußen mit den Namen *Stein* und *Hardenberg* verbunden sind.

Halten wir fest: Europas Wirtschaftsgeschichte zeigt, daß nicht nur die Technik, sondern auch soziale Veränderungen, von denen die erfolgreiche Imitation des wirtschaftlichen Fortschritts abhängen sollte, von einem Land auf das andere übertragen worden sind . . .

Es ist nun sehr wichtig zu sehen, daß in Europa in verschiedenen Staaten und zu verschiedenen Zeiten die durch das englisch-französische Vorbild angeregten Reformen aus politischen Niederlagen heraus konzipiert worden sind, beispielsweise auch 1861 in Rußland nach dem verlorenen Krimkrieg. Man könnte daraus die Lehre ziehen, daß es offensichtlich ein Grundmotiv der Führungskräfte in Entwicklungsländern ist, sich zu modernisieren, um fähig zu werden, sich gegen politische und wirtschaftliche Suprematie zur Wehr zu setzen. Der Nationalismus ist eine gewaltige Triebkraft für sozialen Wandel und wirtschaftlichen Fortschritt in zurückgebliebenen Ländern . . .

Ich hoffe, Sie stimmen nunmehr mit mir überein, daß für die Entwicklungsländer das Studium jener europäischen Staaten, die sich erst später als England gewandelt haben, relevanter ist als das englische Modell. In diesen Fällen können wir be-



reits studieren, wie und unter welchen Bedingungen sich der Anstoß zu wirtschaftlichem Fortschritt und wie sich die Methoden von einem Land auf andere übertragen — und darauf kommt es für die Entwicklungsländer an.

#### V.

Freilich dürfen wir nicht die Augen davor verschließen, daß die Übertragung von Techniken und Institutionen innerhalb Europas im 19. Jahrhundert noch relativ einfach gewesen ist, da die Unterschiede der Techniken und der sozialen Entwicklungsstufen noch nicht von den gleichen Größenordnungen waren wie heute.

Heute ist zum Beispiel die Kluft zwischen den fortgeschrittensten Verfahren und den traditionellen Methoden riesig groß und es gibt nur noch wenige Brücken zwischen beiden — wie es sie noch im 19. Jahrhundert gegeben hat, da der geschulte Handwerker als Facharbeiter in der Fabrik eine gefragte Kraft war. Vom Kanu zum Düsenflugzeug, von der Stammesorganisation zu einem modernen Staatswesen und zur Aktiengesellschaft, vom Ritual des Medizinmanns zum Penicillin führt deshalb sicher im einzelnen ein anderer Weg als der, den die europäischen Völker seinerzeit genommen haben. Die heutigen Entwicklungsländer müssen viele Schritte unserer eigenen Entwicklung auslassen, da sie nicht veraltete Techniken übernehmen können, mit denen sie ebensowenig konkurrenzfähig wären wie mit den gegenwärtigen . . .

Einer der aufregendsten Unterschiede in den Entwicklungsbedingungen Europas im 18. und 19. Jahrhundert und denen mancher heutigen Entwicklungsländer besteht in der so gänzlich anderen Relation von Wirtschaftswachstum und Bevölkerungsentwicklung früher und jetzt.

Während in Europa die Bevölkerung erst angewachsen ist, als wirtschaftliches Wachstum bereits im Gange war, erleben einige der größten und bereits dichtest bevölkerten Entwicklungsländer heute eine Explosion, die jedes zuvor aus Europa berichtete Tempo übersteigt und auch dem wirtschaftlichen Wachstum zuvorläuft. Damit ist ein Ende des Elends in diesen Ländern in weiteste Ferne ge-

rückt. Diese Länder haben nämlich eine hygienisch-medizinische Revolution erlebt, dank deren die Sterberate rasch gesunken ist. Es sind Teilelemente des europäischen Fortschritts übernommen worden, aber noch immer haben die Völker die vorindustriellen Geburtsgewohnheiten mit sehr hohen Geburtenraten, welche sich bislang kaum an die neue Situation angepaßt haben. Demgegenüber haben die Völker Nordwesteuropas schon lange vor der industriellen Revolution eine soziale Regelung gekannt, um die Geburtenraten einzuschränken, wann immer der Lebensspielraum sich verengte. Bei weitem nicht alle Menschen hatten nämlich die Chance, eine Familie zu gründen, und diejenigen, die es konnten, waren dazu im allgemeinen erst in höherem Alter fähig als heute, so daß die eheliche Kinderzahl, speziell in Notzeiten, tendenziell herabgesetzt wurde. Die Steuerung der Heiratshäufigkeit und des Heiratsalters hat zwar auch in Europa nie ausgereicht, um Menschenzahl und Nahrungsspielraum genau aufeinander abzustimmen — aber sie hat doch geholfen, daß diese Aufgabe nicht nur dem Armutstod überlassen werden mußte. Und vermutlich hat sie dazu beigetragen, daß im europäischen Nordwesten schon vor der industriellen Revolution der Wohlstand größer als auf dem Rest des Kontinents gewesen ist. In den meisten Entwicklungsländern gibt es heute eine derartige soziale Steuerung der Geburtenzahl nicht und sie läßt sich kaum noch einführen. Heute kann und muß aber auch nicht die Eheschließung reguliert werden, sondern — wie im modernen Europa — die innereheliche Geburtenzahl. Für die Entwicklungsländer ist ein Sprung über Jahrhunderte hinweg nötig und — seit kurzem — offenbar doch auch möglich.

Bislang haben wir zwei Komplikationen besprochen, die eine einfache Übertragung europäischer Erfahrungen des 19. Jahrhunderts auf die Entwicklungsländer verhindern, erstens die viel größeren technischen Gefälle und zweitens die bislang unvergleichbare Bevölkerungsentwicklung. Eine dritte prinzipielle Abweichung ergibt sich aus der inzwischen wahrlich gefährlich großen Diskrepanz des Wohlstands zwischen den armen und reichen

Ländern. Eine gewisse Diskrepanz des Wohlstands ist eine wichtige Entwicklungsvoraussetzung für die zurückgebliebenen Länder, die anders kaum zum Wachstum angeregt würden. Aber heute läßt der zur Schau getragene Reichtum der Länder Nordamerikas und Europas in den Zurückgebliebenen auch Wünsche entstehen, die unter gar keinen Umständen zu befriedigen sind — und wie im Leben des einzelnen, so erzeugt dies auch im Leben politischer Gruppen neurotische Situationen.

Es scheint mir das aufregendste Problem für die Entwicklungsländer zu sein, ob die gesellschaftszerstörenden Aspekte des Fortschritts sich radikaler und schneller durchsetzen als die Segnungen. Das europäische Modell sagt hier relativ wenig. In Westeuropa hat die Steigerung des Lebensstandards der Massen von der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Spannungen gemildert, die mit der Auflösung der traditionellen Sozialordnung und der Konstituierung der neuen verbunden waren. Ob sich mit einer Steigerung des Lebensstandards auch in den Entwicklungsländern die Beruhigung wiederholt, ist aber keineswegs sicher, weil dort die Kenntnis von den besseren *Lebensmöglichkeiten* ja viel schneller wächst als das Einkommen — ein gänzlich neues Faktum in der Geschichte. Selbst ein geradezu unmöglich schnelles Einkommenswachstum wird diese Länder auf lange Zeit hinaus im Vergleich zu den höher entwickelten Gebieten Europas, zu schweigen von den USA, arm erscheinen lassen. Dies erzeugt eine permanente Krisenstimmung. Hier vollzieht sich der moderne Klassenkampf. Erziehung und Bildung werden — weil sie den Kontakt zu den entwickelten Ländern vermitteln — eher noch zur Destabilisierung als zur Stabilisierung beitragen.

#### VI.

Dabei halte ich es für einen phantastischen Irrtum der offiziellen amerikanischen und europäischen Entwicklungshilfeideologie anzunehmen, daß schnelles Wachstum in den Entwicklungsländern zu politischer Stabilität und Frieden beitragen werden. Es mag der Wunsch Vater des Gedankens sein. Aber ein Blick in die europäische Geschichte lehrt

ganz anderes, nämlich, daß schnelles wirtschaftliches Wachstum *zunächst* gesellschaftlichen Wandel voraussetzt und in diesem Zusammenhang eher ein *destabilisierender* Faktor ist, der Revolutionen gebiert. Nicht zufällig sind vom 18. Jahrhundert bis heute in Europa industrielle Entwicklung und politische Revolutionen vielfach miteinander verbunden gewesen.

Jedoch, und das scheint mir wiederum von Bedeutung, weil es auf eine gewisse gemeinsame Grundsituation hinweist, in der das gleiche Heilmittel Wirkungschancen besitzt: Wir beobachten heute, wie in den Entwicklungsländern der Nationalismus dazu verhilft, die Menschen, die sich im Zerfall der traditionellen Schichten- und Gruppenstruktur der Gesellschaft höchst unbehaust und, ohne die traditionellen Normen, verloren vorkommen, wiederum zu integrieren, zu befrieden und in neue — moderne — Herrschaftsstrukturen einzuordnen, sei es in die Herrschaftsstrukturen des Marktes oder des Staatsapparates. Hierzu werden nationale Kulte erfunden, die nationale Geschichte wird entdeckt. Aber ist das so neu? Hat es das nicht auch im Europa des 19. Jahrhunderts gegeben — und hat es nicht in Europa zur inneren Befriedung der Massen ebenso beigetragen wie die Steigerung des Lebensstandards?

Wir beobachten, wie die Entwicklungsländer sich zum Zwecke der inneren Befriedung auch in der Handhabung sozialpolitischer Instrumente üben, die schließlich ebenfalls in Europa ihr förderliches Werk getan haben. Freilich sind in Europa die Sozialversicherung, die progressive Einkommensteuer und andere Institute der sozialen Sicherheit und der Einkommensumverteilung im allgemeinen nicht schon in den ersten Dezennien des sozialen Wandels entwickelt worden, sondern Produkte einer späteren Entwicklung. Hieraus haben nicht wenige Entwicklungshelfer eine fatale Lehre gezogen und den Entwicklungsländern empfohlen, mit sozialpolitischen Programmen zu warten, bis „sie es sich leisten können“, wie es so schön heißt. Sozialpolitik sei eine Art Luxus, setze einen gewissen Wohlstand voraus. Man meint vor allem, in

Entwicklungsländern bestünde die Gefahr, daß gerade wegen der Sozialpolitik die Wachstumsrate geringer wäre als theoretisch möglich, weil man z. B. Unternehmerprofite schon jetzt radikal besteuert, die man vor gut 100 Jahren doch noch toleriert habe. Niemand kann jedoch beweisen, wie hoch die Wachstumsrate in den Entwicklungsländern heute wäre, wenn man den ungehinderten *laissez-faire*-Kapitalismus sich auswirken ließe; niemand kann die Vermutung widerlegen, daß in einem solchen Fall angesichts der so gänzlich gewandelten Weltlage offene Konflikte ausbrechen würden, die das Wachstum dann prinzipiell in Frage stellen.

Ebensowenig wie wir den Entwicklungsländern heute Maschinen verkaufen können, die dem technischen Stand von 1860 entsprechen, können wir ihnen eine Wirtschaftsordnung und eine Politik verkaufen, die wir selbst schon lange nicht mehr dulden. Warum sollten wir den Entwicklungsländern die Tolerierung von Übeln zumuten, nur weil wir selbst einmal früher unter ihnen gelitten haben? Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Menschen, die einmal etwas wissen, können nicht in den Stand des Nichtwissens zurückversetzt werden.

## VII.

Genau genommen ist selbst dies, die schnelle Anwendung der Sozialpolitik in den Entwicklungsländern, kein Verstoß gegen die „Regeln“ der europäischen Wirtschaftsgeschichte. Die moderne staatliche Sozialversicherung ist charakteristischerweise nicht von dem Führungsland England entwickelt worden, sondern im zurückgebliebenen Deutschland. Ganz allgemein bemerken wir beim Studium der europäischen Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, daß in aller Regel in denjenigen Ländern, die zunächst noch relativ rückständig waren, der Staat eine erhebliche Bedeutung für das Wirtschaftswachstum hatte. Er erwies sich

Gekürzte Fassung der Rektoratsrede, die in vollem Wortlaut unter dem Titel *Europas Wirtschaftsgeschichte — ein Modell für Entwicklungsländer?* in der Reihe *Veröffentlichungen der Wirtschaftshochschule Mannheim* des Kohlhammer-Verlags, Stuttgart, erschienen ist.

als um so bedeutungsvoller, je rückständiger das Land zum Zeitpunkt des Beginns der Industrialisierung noch war . . .

Es ist gewiß ein Problem der heutigen Entwicklungsländer, daß sie mehr *Industrieunternehmer* haben sollten, aber auch, wie sie sich innerhalb kurzer Zeit einen Beamtenapparat heranbilden können, der diszipliniert und leistungsfähig ist. Die Rolle des Militärs ist von dieser Seite her besser zu verstehen, haben doch die Armeen auch in den rückständigen Gebieten Europas mannigfaltig als Entwicklungskerne gedient . . .

## VIII.

Ich bin am Ende meines notwendig skizzenhaften Beitrages. Ich habe versucht, Ihnen in drei Schritten einige Gedanken über die Verknüpfung der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit dem Schicksal der Entwicklungsländer vorzutragen. Im ersten Schritt suchte ich zu zeigen, daß die vorindustriellen Zustände mehr, als man gemeinhin annimmt, vergleichbar sind. Im zweiten Schritt deutete ich an, wie der europäische Weg als Prognosemodell für die Gesundung der bislang armen Länder verwendet werden kann. Im dritten schließlich sind wir der Frage nachgegangen, ob die europäische Wirtschaftsgeschichte auch für die entscheidende Übergangsphase Lehren bereithält. Wir haben hier unter anderem gesehen, daß auch innerhalb Europas einmal Entwicklungsfälle bestanden haben und dank der Übertragung von Impulsen und Techniken beseitigt worden sind. In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu sehen, daß die europäischen Entwicklungsländer in mancher Beziehung einen anderen Weg genommen haben als England, so wichtig auch das englische Modell gewesen ist. Entsprechend werden auch die Entwicklungsländer heute vielfach einen *anderen* Weg als ihre Modelle gehen können und müssen . . .

Anlässlich der Eröffnung der Hannover-Messe am 29. April 1967 behandelte der 1. Vorsitzende der Gesellschaft der Freunde der Wirtschaftshochschule Mannheim, Dr. Kurt Lotz, den engen Zusammenhang von technischem Fortschritt und Bildung. Wir geben seine Ausführungen auszugsweise wieder.

Der technische Fortschritt beeinflusst unser tägliches Leben in steigendem Ausmaß. Bewußt oder unbewußt werden wir fast stündlich mit ihm konfrontiert: im Verkehr, im Beruf, im Haushalt, bei der Erholung in der Freizeit usw. Wir nehmen die Vorteile schon beinahe als selbstverständlich hin und setzen uns mit dem technischen Fortschritt oft erst dann auseinander, wenn wir Nachteile oder Gefahren für den privaten Bereich erkennen.

Mit solchen einzelnen Auswirkungen will ich mich jedoch hier nicht befassen. Ich will aber im Rahmen meiner Ausführungen nur auf den technischen Fortschritt aus industrieller Sicht eingehen. Er ist im weiten Betätigungsfeld eines Unternehmens vor allem in zwei Bereichen festzustellen:

1. Im rein Geistig-Schöpferischen, d. h. im Erfinderischen, im Gewinnen von neuen Erkenntnissen, im Erarbeiten der Lösungen von Problemen und Aufgaben, mit anderen Worten: in der Forschung und Entwicklung.
2. Im — mehr sichtbaren — Verwirklichen von Ideen und in ihrer Dienstbarmachung für den Menschen, d. h. vor allem in der Produktion von Gütern.

Lassen Sie mich aus Zeitgründen nur den ersten Bereich etwas vertiefen, nämlich denjenigen der Forschung und Entwicklung. Er ist zwar nicht der größere, aber er ist das tragende geistige Fundament; von ihm gehen die entscheidenden Impulse aus; in ihm wird der enge Zusammenhang von technischem Fortschritt und Bildung besonders deutlich.

Umfang und Methode der Forschung haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten den bis dahin

gültigen Rahmen gesprengt. Neue, noch vor wenigen Jahren als utopisch bezeichnete Ziele rücken jetzt in das Feld des Erreichbaren. Erkenntnisse wurden gewonnen, die mit ihrer explosionsartigen Erweiterung unseres Wissens heute schon begonnen haben, die industrielle Struktur zu verändern.

Denken wir dabei nicht nur an Elektronik und Atomenergie, sondern auch an all die Entwicklungen, die durch das Vorstoßen in den Weltraum ausgelöst werden, ebenso an die Biologie mit ihren Folgen für die Ernährung der Menschen, ja sogar an die Genetik mit all ihren Konsequenzen für eine mögliche Manipulation des Menschen. Ausmaß und Tempo zukünftiger Einwirkung solcher Forschungsergebnisse auf das menschliche Leben lassen sich z. Z. nicht absehen, ja zum Teil nicht einmal ahnen.

Forschung, so umfassend gesehen, läßt sich in Zukunft nur erfolgreich betreiben, wenn zweierlei beachtet wird:

1. Es ist erforderlich, Schwerpunkte zu bilden, weil sowohl menschliche als auch finanzielle Anforderungen ein Ausmaß erreicht haben, das auf vielen Gebieten nur noch von großen Unternehmen, ja teilweise sogar nur von ganz wenigen Nationen bewältigt werden kann. In den USA z. B. werden 85 Prozent der industriellen Forschungs- und Entwicklungsarbeiten in Unternehmen geleistet, die mehr als 5000 Menschen beschäftigen. Und eine andere Erhebung in den Vereinigten Staaten zeigt die progressive Steigerung der Aufwendungen für Forschung und Entwicklung. Von den etwa 100 Milliarden Dollar, die hierfür seit 1776, dem Jahr der Unabhängigkeitserklärung, aufgewendet wurden, entfällt die Hälfte auf die letzten 10 bis 15 Jahre.